

Adrian Draschoff

JENSEITS VON GUT UND BÖHME

Kriminalroman

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung und Motivkonzept: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal
Lektorat: Hilla Czinczoll
Druck und Bindung: sourc-e GmbH
Printed in Europe 2026
ISBN 978-3-7408-2962-9
Originalausgabe

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Elisabeth Ruge Agentur, Berlin.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für Jelena und Cleo. Wen sonst.

Ein Toast auf den Tod

Friedel Böhme ahnte nicht, dass sie heute sterben würde. Aber schon beim Aufstehen hatte sie das Gefühl gehabt, dass der Tag ihr nichts Gutes schuldete. Sie saß am Küchentisch und starrte ins Nichts. Elvis, ihr adipöser Kater, hockte wie ein lebender Vorwurf in der Spüle und glotzte sie an. Er sah aus, als wolle er ihr mitteilen, dass sie ihr Leben falsch führte – und dass er bereit war, ihr dabei zuzusehen, wie sie weiter scheiterte.

Sie hatte ihn Elvis genannt, weil sie den echten gesehen hatte: live in Vegas, 1976. Hochzeitsreise mit Gerd, ihrem Mann, der damals noch weitaus mehr Haare hatte als am Tag seines Todes. Gerd hatte immer gesagt, man müsse sich wenigstens ein Mal im Leben etwas leisten, bevor man anfangs, immer auf die Preise zu schauen.

Sie hätten auch nach Rimini fahren können, aber Gerd bestand darauf, dass ihr Start ins Eheleben glamourös verlief, bevor der deutsche Alltag alles wieder platt walzte. Rimini lief nicht weg, aber Elvis würde nicht ewig da sein. Rückblickend hatte er recht behalten: Ein Jahr später war der King tot. Danach sagte Gerd, das Leben gebe offensichtlich keine Zugaben.

Friedel und Gerd hatten sich in der Little White Wedding Chapel auf dem Las Vegas Boulevard ein Versprechen gegeben. »Für immer«, hatten beide gesagt. Einer von beiden hielt sich nicht daran. Vier Jahrzehnte später war Gerd tot – Herzinfarkt am All-you-can-eat-Büfett im Ostseurlaub. Diesen Löffel gab er also nicht nur sprichwörtlich ab. Er hatte sich einfach so vom Acker gemacht.

Einige Wochen danach hatte Friedel ein winselndes Kätzchen hinter den Mülltonnen am Bahnhof gefunden. Sie gab ihm einen Namen, ein Zuhause und viel zu essen. Elvis revanchierte sich, indem er innerhalb von zwei Tagen die gesamte Bude als sein Revier markierte. »*Elvis has left the building*«, sagte man früher. Von diesem Elvis hier konnte man das seit Jahren nicht behaupten. Er verhielt sich, als wäre die Welt eine einzige Abfolge von Mahlzeiten und Friedel immer im Verzug. Er verließ das Haus niemals und wurde zur haarigen Omnipräsenz in ihrem Leben. Auch er war – wie sein Frauchen – offensichtlich ein Freund des Drinnenbleibens.

Die kleine Küche, in der sie die meiste Zeit verbrachte, roch nach starkem Filterkaffee und kaltem Rauch. Besonders Letzterer hatte sich über die Jahre in den Kunststoff der Arbeitsplatte eingebrannt wie ein ungutes Omen. Die Tapete zeigte an einigen Stellen schon Rorschach-artige Grauschleier vom Nikotin, und Friedel hatte sich angewöhnt, darin Gesichter zu erkennen. Neben dem Kühlschrank hatte sich ein fleckiger Lenin niedergelassen, direkt über dem Fenster eine Art Camilla Parker Bowles mit Schnurrbart. Friedel hatte nie etwas übriggehabt für Esoterik oder Übersinnliches, aber die Idee, von einer Rauchtapete beobachtet zu werden, fand sie irgendwie witzig.

Friedel lebte – laut eigener Aussage – seit einigen Jahren zuckerfrei. Wenn man von den zwei Schachteln Pralinen absah, die sie immerhin auf ein Sonntagsritual reduziert hatte. Außerdem rauchte sie lieber zwei halbe Zigaretten als eine ganze. Das war ihr Ding. Halbe Zigaretten. Sie hatte sogar eine eigene Zigaretzenschere, mit der sie abends vor dem Fernseher ihre Glimmstängel kappte. Ob sie dadurch im Endeffekt weniger rauchte, blieb fraglich. Ihrem Empfinden nach kam dieser Le-

bensstil dem Vorsorgeflyer ihres Hausarztes Dr. Klein aber durchaus näher. Wobei Dr. Klein auch der fragwürdige Arzt war, der gesagt hatte, dass es in ihrem Alter »auf einen Block Butter mehr oder weniger« nicht mehr ankäme. Friedel hatte beschlossen, dass er das nur sagte, weil er sie nicht mehr so oft in seiner Praxis haben wollte.

Sie schob sich eine halbe Zigarette zwischen die Lippen. Nach ein paar Zügen tippte sie die Asche in ein leeres Marmeladenglas und wedelte dem Kater aus Versehen den Dampf ins Gesicht. Elvis blinzelte erst unbeeindruckt, zog sich dann aber über die kleine Treppe, die Friedel ihm gebaut hatte, beleidigt auf den Kühlschrank zurück. Das schwere Tier konnte kaum noch gehen – es war eher ein behäbiges Schlurfen.

»Sei nicht so empfindlich«, knurrte Friedel, hustete einmal trocken und nahm direkt den nächsten Zug, als wäre das der medizinisch empfohlene Weg, den Husten zu therapieren.

Der Toaster klickte. Zwei Scheiben Graubrot ragten schwarz aus den Schlitzten, als hätten sie das Inferno nur knapp überlebt.

»Burnin' Love«, sagte Friedel und lachte heiser. Sie schnappte sich eine Scheibe, griff summend zum Brotmesser und schmierte Butter darauf, als würde sie Dachziegel abkratzen. Elvis hob eine Augenbraue und fixierte das noch dampfende Brot-Brikett.

»Schau mich nicht so gierig an.« Sie biss demonstrativ ab und kaute energisch. »Du bist zu fett.«

Friedel nahm den letzten Zug ihrer Zigarette, sog den Rauch so tief ein, bis es hinten im Kopf kribbelte. Für einen Moment jagte ihr die Erinnerung durch die Synapsen, fünfzehn zu sein und heimlich im Fahrradkeller die erste Zigarette zu rauchen. Wie das Nikotin damals durch ihren Körper raste, wie es alle Nerven-

enden gleichzeitig anzündete. Das war lange her, aber etwas in ihr weigerte sich bis heute, das geringe Glück der Selbstvergiftung aufzugeben. Sie hielt den Atem an, bis die Lunge brannte.

Als sie die zweite Scheibe Brot aus dem Toaster holen wollte, leistete diese Widerstand. Friedel legte den Kopf schief und starrte das Gerät an, als könnte sie es damit zur Kapitulation zwingen. Dann betrachtete sie das Brotmesser in ihrer Hand, und in ihrem Blick ließ sich eine Idee ablesen. Sie krepelte die Ärmel ihres Leopard-Cardigans hoch, umgriff das Messer fester und schob es in den Schlitz – obwohl sie eigentlich wusste, dass das lebensgefährlicher Quatsch war. Aber irgendjemand musste das Dilemma schließlich beenden. Und Friedel war eine Frau der Tat.

Elvis starrte sie an, als zweifle er ernsthaft an ihrer Zurechnungsfähigkeit. Er rollte sich wie eine Zimtschnecke auf dem Kühlschrank zusammen, den Schwanz schützend vor die Nase gelegt. Sie stocherte nach dem Brot, das Messer kratzte kurz auf Metall. Dann passierte alles gleichzeitig. Ein greller Blitz entwich dem Toaster, ein Zischen, ein Ruck durch die Hand – und dann: schwarz. Nicht dieses elegante Schwarz eines fabrikneuen Autos. Ein Das-gesamte-Licht-aus-Schwarz. Schwarz ohne Wände. Ohne Boden. Ohne oben oder unten.

Dann war es still. Friedel hoffte auf einen Stromausfall, einen dummen Kurzschluss wie damals, als sie den alten Fernseher repariert hatte und sich fast die rechte Augenbraue versengt hätte. Aber dieses Mal war die Welt nicht nur dunkel, sondern einfach weg. Alles, was sie noch fühlte, war ein Ziehen in der Brust, als würde jemand mit einem Löffel das Innere aus ihr schaben. Dann spürte sie nichts mehr. Sie wusste nicht, ob sie fiel oder schwebte. Sie wusste nicht mal, ob sie noch einen Körper

hatte. Sie versuchte zu atmen, aber die Lunge antwortete nicht. In diesem Moment lag ihr regloser Körper schon längst auf dem Küchenboden. Doch ihr Gehirn – dieses alte, aber durchaus nicht stumpfe Organ – sendete weiter seine letzten Gedanken.

Das Nichts war auf einmal nicht mehr schwarz. Jemand musste das Putzlicht angemacht haben. Anders konnte sich Friedel diese augenbetäubende Helligkeit nicht erklären. Sie wollte blinzeln, hatte aber anscheinend keine Augenlider mehr. Keine Lider, keine Augen, keine hübschen Krähenfüße drumherum. Überhaupt schien körperlich nichts mehr da zu sein. Alles weg, einfach einkassiert wie Jetons nach einer missglückten Roulette-Wette.

Dann wurde es noch seltsamer. Sie hörte Geräusche. Ganz leise. Wie Radiostationen, die man nur halb empfängt. Ein Lachen. Einen Streit. Einen Elvis-Song, aber nur die ersten zwei Takte. »*Love me ten...*« – Rauschen. Dann wieder schwarz. Die Welt um sie herum flimmerte wie ein alter Röhrenfernseher ohne Signal. Und plötzlich war da ein Gedanke, der nicht von ihr kam: Ist das Universum vielleicht ein riesiges Glas Murmeln? Und: Gibt es hier irgendwo Kaffee?

Dann wurde es wieder hell. Sie fühlte sich schwerelos, wie flüssige Butter in einer zu heißen Pfanne. Ihr Blick wanderte umher. Weit über ihr, in dieser beleidigenden Helligkeit, hing das regungslose Gesicht von Elvis. Wie ein Kaugummi, der im Bus unter den Sitz geklebt wurde. Der Kater glotzte, wie immer – aber dieser Elvis war schlank. Spätestens jetzt wusste sie, dass sie entweder träumte oder tot war. Nach so viel Kaffee war Zweiteres wahrscheinlicher. Für manche Leute wäre jetzt ein guter Moment gewesen, um in Panik zu geraten. Aber Panik war nie Friedels Ding gewesen. Sie hielt Panik für eine überschätzte und unkontrollierte Reaktion.

Das war also der sogenannte Film ihres Lebens. Ein bisschen wenig vielleicht, aber vielleicht auch nicht schlechter als bei anderen Leuten. Sie versuchte, darüber zu lachen, aber der Körper dazu fehlte ihr immer noch. Sie war zugegebenermaßen etwas enttäuscht. Immerhin hatte sie sich für den Ernstfall ein wenig Drama ausgemalt. Oder wenigstens eine warme Stimme, die ihr den Weg erklärte – von wegen »ins Licht gehen« und so.

Und wo war überhaupt Gerd? Wäre das nicht der perfekte Moment für etwas Romantik gewesen? Mit einem schlichten »Ich habe so lange auf dich gewartet, mein Schatz« hätte er jetzt richtig gut bei ihr punkten können. Sie dachte daran, wie er immer behauptet hatte, nach dem Tod würde alles »wie vorher, aber ohne Rückenschmerzen« ablaufen. Damit lag er wohl eindeutig falsch.

Und dann, plötzlich und kurz, sah sie ihn. Gerd stand da. Nicht deutlich – eher wie eine Erinnerung, die sich als Mensch verkleidet hatte. So, wie er immer dand, wenn er sich nicht sicher war, ob er etwas sagen sollte. Ein bisschen schief. Ein bisschen verlegen. »Du brauchst doch wieder länger als geplant«, sagte er.

Friedel wollte antworten. Sie wollte sagen: Was heißt hier länger? Ich bin pünktlich wie immer.

Dann ein mechanisches Klicken. Und plötzlich stand sie in einem Raum, der aussah wie das Bürgeramt Köln-Mitte. Nummernautomat. Plastikstühle. Neonlicht. Auf dem Display stand: »Ihr Tod wird bearbeitet. Bitte warten.« Vor ihr saßen Menschen. Alle schauten geradeaus. Keiner sprach. Friedel zog die Siebzehn. »Na toll«, murmelte sie. »Nicht mal im Tod kommt man ohne Wartemarke durch.«

Aufgerufen wurde gerade die Drei. Das wird dauern, dachte sie. Neben ihr saß ein Mann mit einem Pfeil im

Rücken. Friedel musterte ihn. Im Pfandhaus hatte sie gelernt, Menschen in zwei Sekunden einzuschätzen. Er sah aus, als würde er seit 1850 warten.

»Und seit wann sind Sie hier?«, fragte sie.

Er lächelte. »Seit 1852.«

»Is das so? Hab ich ja fast richtig getippt. Welche Nummer haben Sie?«

»Nummer neun.«

Friedel staunte. Dieser Mann wartete seit hundertfünfzig Jahren darauf, dranzukommen? Ihr wurde flau, obwohl sie keinen Magen mehr besaß.

Während Friedels Bewusstsein sich immer weiter von der irdischen Welt entfernte und ihr Gehirn aufgrund des Sauerstoffmangels langsam auf Flugmodus schaltete, lag ihr Körper unverändert auf dem Küchenboden. Neben ihr der Toaster, in der rechten Hand das Messer und auf ihrer Brust – in ironischer Freiheit – die zweite Scheibe Brot. Der Geruch der Röstaromen stieg nach oben und erreichte schließlich die Nase eines ständig hungrigen Katers, der nach wie vor auf dem Kühlschrank hockte. Er beobachtete das Szenario ganze siebzehn Sekunden lang. Dann maunzte er. Dann fauchte er. Es änderte nichts: Friedel gab nicht das kleinste Zucken von sich.

Er hatte es in den letzten Jahren schon oft mit Telekinese versucht und wusste daher, dass sich die Scheibe Brot nicht durch die Kraft seiner Gedanken zu ihm nach oben bequemen würde. Also rollte sich Elvis mit der Agilität eines Kartoffelsacks vom Kühlschrank, flog in endloser Zeitlupe dem Boden entgegen und landete mit all seinem Gewicht auf seinem toten Frauchen. Selbstverständlich nicht auf den Pfoten, wie es eine normale Katze getan hätte.

Das Geräusch, das Friedels Brustkorb dabei machte,

glich dem Knacken eines Gurkenglases, das aufgeht. Friedels Augen sprangen auf, und ihr Atem kam zurück. Ein einziger tiefer, viel zu lauter Zug, der die ganze Wohnung einzusaugen schien. Sie würgte, hustete, japste, schnappte – und irgendwo in diesem Geräuschteppich sprang auch ihr Herz wieder auf Rhythmus. Elvis rollte sich ein paar Zentimeter weiter und platzierte sein Hinterteil direkt auf Friedels Gesicht, maßlos zufrieden mit dem neuen Sitzplatz.

»Runter von meinem Gesicht«, krächzte sie und schob den haarigen Zwölf-Kilo-Defibrillator mit einer uneleganten Handbewegung zur Seite. Elvis tappte zum Toast, schnupperte daran und verzog das Gesicht.

Heute also nicht

Die Puzzleteile der Welt sortierten sich langsam wieder zu einem Bild – nur passte das Bild nicht mehr ganz in den Rahmen. Friedel hustete Rauch aus der Lunge, der da eigentlich nicht mehr hätte sein dürfen. Sie lag noch immer da, wo sie hingefallen war: zwischen Stuhlbein und Kühlschrankkante. Sie legte zwei Finger an den Hals und fand einen Puls. Unregelmäßig, aber vorhanden. Der aktuelle Zwischenstand lautete also: nicht tot. Kein Idealzustand, aber man nahm, was man kriegte.

Friedel setzte sich langsam auf und wartete, bis die Küche aufhörte zu wackeln. Ihr Blick suchte Halt an ihrem Unterkörper. Die braune Cordhose und die quietschgelben Socken waren an ihrem Körper geblieben und vom Stromschlag nicht weggesprengt worden. Sie blickte sich um. Durchs Fenster – das so sauber war,

wie es eine Sechundsiebzijährige ohne Putzfimmel eben hinbekam – sah sie etwas Beruhigendes: grauen Himmel und leichten Nieselregen. Wäre das hier das Jenseits, hätte sich bestimmt jemand Mühe gegeben und sich spannenderes Wetter ausgedacht. Das hier war also ganz klar Köln-Kalk.

Der Fleck über dem Fenster, der aussah wie Camilla Parker Bowles mit Schnurrbart, blickte sie emotionslos an. Sie stemmte sich am Stuhl hoch.

»Heute also nicht«, sagte sie in den Raum. »Heute also nicht.«

Elvis saß neben ihr wie ein schlecht gelaunter Sanitärer, der jetzt endlich Mittagspause machen wollte. Er hatte diesen Blick drauf, mit dem Katzen einem mitteilen: Das war eine einmalige Aktion, bild dir nichts drauf ein.

Friedel legte ein versöhnliches Grinsen auf. »Damit wären wir wohl quitt, alter Freund.«

Die Küche wackelte immer noch, als wäre das Gleichgewicht in ihr um einen Zentimeter verrutscht. Friedel stand auf, die Hand am Tisch, und wartete, bis der Raum wieder normal wurde.

Es war nichts Spektakuläres an diesem Moment. Keine Engelschöre, kein Lichtflackern, alles so wie immer. Und doch war da dieses Gefühl, als hätte jemand die Luft anders gemischt. Als wäre die Küche ein bisschen enger als vorher.

Sie kniff die Augen zusammen, als könnte sie die Welt damit zurück in die richtige Spur drücken. »So«, sagte sie laut, um sich selbst darin zu bestätigen, dass jetzt wieder Normalität angesagt sei. »Du reißt dich jetzt zusammen.« Dann machte sie das, was sie immer machte, wenn das Leben in eine Richtung rutschte, die ihr nicht gefiel: Kaffee. Fenster. Zigarette.

Elvis schaute sie abfällig an, als sie das Fenster einen Spalt öffnete und kalte Luft in die Wohnung ließ. Die Kippe schon im Mund, schaute sie in den Innenhof. Draußen war ein Fahrrad, das schon gestern umgefallen war und heute immer noch beleidigt am Boden lag. Köln-Kalk roch wie Köln-Kalk eben roch: nach Feuchtigkeit, Abgas und ein bisschen Frittenfett im Abgang. Sie zündete sich die halbe Zigarette an. Der erste Zug kratzte. Ihr Hals fühlte sich an, als hätte jemand ihn mit Schmirgelpapier ausgekleidet.

»Was glotzt du so?«, knurrte sie.

Elvis blinzelte nicht einmal. Er war seltsam wachsam – auf eine Art, die Friedel nur kannte, wenn ein fremder Mensch in der Wohnung war. Aber da war niemand. Der Raum blieb trotzdem ... komisch.

Friedel stand still, die Zigarette zwischen zwei Fingern, und hatte für einen winzigen Moment den absurden Gedanken, dass sie vielleicht doch gestorben war und es einfach nicht mitbekommen hatte. Sie fand das erschreckend logisch. Sie nahm einen Schluck Kaffee. Er schmeckte, wie Kaffee schmecken muss: bitter, zuverlässig und einhundert Prozent lebendig.

Dann klingelte es. Das Geräusch schnitt durch die Küche wie eine Rasierklinge. Friedel zuckte leicht zusammen und ärgerte sich sofort darüber. »Unverschämtheit«, murmelte sie. Sie sah auf die Uhr: 8:42. Selbst für Vertreter eine ungewöhnliche Zeit. Aber Gerd hatte immer gesagt: Die Unverschämtheit des Morgens ist für einen Vertreter keine natürliche Grenze.

Sie rückte ihre Wollsocken zurecht. Ihre Beine fühlten sich wie Gummi an, aber immerhin folgten sie dem Befehl, einmal durch den Flur zu stolpern. Wer auch immer so kurz nach ihrer Wiedergeburt geklingelt hatte, bekam sie jetzt in der Version, die gerade verfügbar war: Haare

wie explodierte Wolle, Krümel auf dem Pulli, Augenringe bis zum Kellergeschoss.

Sie blickte durchs Guckloch. Dahinter stand ein Mann, der aussah, als hätte ihn jemand aus einem anderen Jahrzehnt ins Treppenhaus gestellt und dann vergessen, ihn wieder abzuholen. Die Schultern seltsam hängend, wie ein Bücherregal, das gleich unter dem eigenen Gewicht zusammenbricht. Ein beiges Polyesterhemd mit breitem Kragen, eine Schlaghose, die seit Jahrzehnten im Schrank gehangen haben musste. Seine Haare waren zu einer altmodischen Tolle gekämmt, die niemand mehr trug. Seine Haut war milchglasig, als käme das Licht nicht richtig bei ihm an. Als hätte er die falsche Körpertemperatur. Bestimmt ein Staubsauger- oder Stromtarif- oder Irgendwas-Mensch, dachte Friedel. Warum wollten ihr eigentlich alle ständig irgendwas verkaufen?

Sie öffnete die Tür nur einen Spalt, gerade breit genug, dass ihr halbes Gesicht sichtbar war und sie im Zweifel schnell wieder zudrücken konnte. »Ja bitte?«

Der Mann blinzelte. Keine Nervosität, kein Drängen. Er stand einfach da, als hätte er alle Zeit der Welt. Dann sagte er, höflich und geradlinig: »Sie müssen mir helfen.«

Friedel spürte, wie ihr Nacken kalt wurde. Sie starrte ihn einen Moment an, weil ihr Gehirn offensichtlich noch dabei war, die Synapsen wieder ordentlich zu sortieren. »Ja«, sagte sie dann. »Das sagen viele. Die meisten meinen damit Geld. Und Sie sind ...?«

»Jonathan Krummbiegel«, sagte der Mann. »Ich möchte Sie nur fragen –«

»Hören Sie«, sagte Friedel, jetzt in dem Ton, den sie früher angeschlagen hatte, wenn jemand mit einem »echten« Goldring ankam, der so leicht war, dass man damit nicht mal eine Fliege erschlagen konnte. »Wenn Sie mir was verkaufen wollen: Sparen Sie sich die Luft.

Ich kaufe nichts. Ich habe dreißig Jahre im Pfandhaus gestanden. Wenn mir jemand etwas andrehen will, höre ich das schon am ersten Atemzug.«

Der Mann hob die Hände leicht, als wäre er beim Banküberfall erappt worden. »Ich möchte Ihnen nichts verkaufen.«

Friedel beäugte ihn noch einmal genauer. Sein Hemd sah aus, als hätte es die Mondlandung miterlebt. Und diese Schlaghose. Mannomann. Wann hatte sie so etwas zuletzt gesehen? 1970? Sie zog an ihrer Zigarette, obwohl der Flur eigentlich rauchfreie Zone war. »Na dann, raus damit. Aber ich warne Sie – ich bin immun gegen jede Art von Überredungskunst. Schon immer gewesen.«

»Es ist ... alles durcheinander«, sagte er schließlich.

»Das ist ja mal eine solide Ausgangslage«, sagte Friedel trocken.

»Ich war einen trinken.« Er fasste sich mit der Hand an den Hals. »Dann war ich ... irgendwo«, sagte er. »Und dann war ich plötzlich hier. Und ich habe das Gefühl, dass etwas nicht stimmt.«

»Willkommen in meinem Leben«, sagte Friedel. »Das Gefühl kenne ich.«

Sie musterte ihn. Kein Alkoholgeruch. Kein Schweißgeruch. Wenn jemand log, roch sie das normalerweise. Aber der Typ hier roch nach gar nichts. Als wäre er die ausgewaschene Version eines Menschen. Seine schiefe Nase ragte wie ein schlecht verheilter Bruch aus seinem Gesicht, als hätte sie mehrfach Bekanntschaft mit einer Wand gemacht.

»Ich glaube ...«, er schluckte, »... ich bin tot.«

»Aha«, sagte sie. »Das erklärt wenigstens die Hose.« Sie konnte sich den Sarkasmus in ihrer Stimme nicht verkneifen. »Das tut mir wirklich außerordentlich leid für Sie. Nur leider gehöre ich nicht zu den glücklichen

Menschen, die mit einem festen Glauben – an was auch immer – ausgestattet wurden. Also verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Ihre Engelsgeschichte nicht abkaufe. Da müssen Sie dort drüben klingeln.« Sie deutete mit dem Finger an ihm vorbei auf die Wohnungstür gegenüber.

»Ich bin kein Engel«, sagte der Mann. »Also ... glaube ich zumindest.« Er klang dabei ernsthaft unsicher.

Friedel hatte die Nase voll. Es gab unzählige Arten, wie Menschen einen in Ruhe lassen konnten – diese gehörte nicht dazu. »Hören Sie«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was Sie sich da ausdenken, aber wenn Sie wirklich tot wären, dann würden Sie ...«

Sie stoppte. Ihr fiel auf, dass sie keine Ahnung hatte, was Tote »tun« würden. Tote hatten sich in ihrem Leben bisher meist still verhalten.

Sie schob die Tür ein bisschen weiter auf, trat einen Schritt in den Flur und blickte nach links, nach rechts, als könnte sie dort den Beipackzettel zu ihrer Situation finden. Im Treppenhaus war es gespenstisch still. Sogar das alte Rohr über der Kellertreppe schien den Atem anzuhalten.

»Sie verarschen mich«, sagte Friedel. »Ist das so ein Enkeltrick?«

»Nein«, sagte der Mann ernst. »Ich weiß nur nicht, zu wem ich sonst könnte.«

In diesem Moment klackte gegenüber im Treppenhaus eine Kette. Moni Zielke – die sich seit Jahren nur noch »Philomena« nannte – schob ihre Tür auf und schwebte in den Flur: in einen dunkelblauen Kimono gewickelt, auf dem goldene Fische so taten, als schwämmen sie stromaufwärts, auf dem Kopf einen Samtturban mit Strass-Applikationen und im Gesicht den Blick, mit dem sie sonst den Mondstand beurteilte. Sie musterte zuerst Friedel, dann den Flur.

»Hömma, allet fit bei dir, Friedel?«, fragte Moni in ihrer unverwechselbaren Ruhrpott-Kumpelsprache. »Mit wem sabbelste 'n da die ganze Zeit?«

Friedel fror ein. Ein kaltes Kribbeln lief ihr den Nacken runter. Der Mann drehte den Kopf zu Moni – aber die sah durch ihn hindurch, als wäre dort nichts als Luft.

»Na sach schon«, hakte Moni neugierig nach.

Plötzlich wurde Friedel klar: Moni konnte ihn nicht sehen.

Friedel spürte, wie ihr die Worte zwischen Zunge, Angst und Vernunft stecken blieben. Wenn sie jetzt »mit einem Toten« sagte, würde sie in zehn Minuten gemeinsam mit »Philomena« das Treppenhaus mit Lavendel ausräuchern, Engelskarten legen und sich anhören, dass ihr Wurzelchakra blockiert sei.

»Mit niemandem«, sagte sie stattdessen. »Selbstgespräche.«

Der Mann senkte den Blick, als wolle er sich nicht einmischen. Moni sah Friedel an, dann wieder auf den leeren Treppenabsatz.

»Weißte, Friedel«, begann sie in dem Ton, in dem sie sonst die Heilkraft von Räucherwerk anpries, »manche Leute sind hartnäckiger als der Tod. Die gehn nich einfach. Und sowieso: So ganz sterben tut man nie.«

Friedel hob eine Augenbraue. »Is das so?«

»Ja, klar. Manchmal hängt man fest. In Sachen. In Menschen. Im Hausflur.« Sie lächelte mild und faltete die Hände, als hätte sie gerade erklärt, warum man Basilikum nicht neben Rosmarin pflanzen sollte. »Du redest doch wieder mit Gerd, oder?«

Friedel schluckte. »Ich –«, setzte sie an.

»Ich hör dich manchmal mit ihm quatschen«, fuhr Moni fort. »Manche Gespräche kriegste einfach nich zu

Ende. Is halt so. Aber is doch auch schön, dat manche Dinge den Tod überleben, oder?»

An einem normalen Tag hätte Friedel Dutzende Einwürfe gehabt. Heute keinen einzigen. Also nickte sie. »Ja. Wahrscheinlich.«

Moni lächelte. »Klopf rüber, wenn de wat brauchst. Ich hab noch Salbei. Und Baldrian. Für alle Fälle.« Sie schloss ihre Tür viel zu langsam.

Der Mann sah Friedel an. Sein Blick verunsicherte sie plötzlich. »Sie kann mich nicht sehen«, sagte er leise. Es war keine Frage. »Nur Sie«, fügte er hinzu.

»Offenbar«, sagte Friedel und nahm den letzten Zug ihrer Zigarette. Sie atmete langsam aus. »Dann kommen Sie mal rein.«

Es war 8:46 Uhr an einem Dienstagmorgen, und Friedel Böhme hatte soeben begriffen, dass sie Geister sehen konnte.

Ich entscheide, wer hier existiert

Der Mann – Jonathan Krummbiegel, angeblich tot – saß auf dem Fensterbrett, die Hände artig im Schoß, das Gesicht auf den Nieselregen draußen gerichtet. Er schrumpfte nicht. Er löste sich nicht auf. Er wurde auch nicht weniger real, wenn Friedel konsequent an ihm vorbeisah. Dass ein toter Schlaghosenträger gerade in ihrer Küche Materialisierung betrieb, passte so gar nicht in ihr Konzept von Ruhe. Aber die Hoffnung, dass sie sich alles eingebildet hatte – weil vielleicht noch eine Dosis Reststrom durch ihr Oberstübchen zuckte und sie halluzinieren ließ –, war immer noch da. Klein, aber hartnäckig.

Friedel räusperte sich, ein trockenes Geräusch wie Sandpapier auf Holz. Es war Zeit, diesem Unsinn ein Ende zu setzen, bevor er ihren Tag komplett ruinierte.

»Herr Krummbiegel«, sagte sie mit fester Stimme und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich habe über unsere Situation nachgedacht und bin zu einem Entschluss gekommen.«

Der Geist wandte seinen milchigen Blick vom Fenster ab und sah sie erwartungsvoll an. Elvis' sonst so schwammiger Körper straffte sich, als würde er Friedels Entschlossenheit spüren.

»Sie sind nicht real«, sagte sie trocken. »Entweder sind Sie tot, oder ich bin durch. Beides ist lästig. Ich entscheide mich daher dafür, dass Sie nicht existieren. Und kehre ab sofort zu meinem normalen Leben zurück.«

Jonathan war sichtlich verwirrt. Wieder fuhr seine Hand zum Hals. Das tat er nun bereits zum zweiten Mal. »Aber ich bin –«

»Nein«, unterbrach Friedel ihn und winkte abweisend. »Egal, was Sie sagen wollen: Genau das würde eine Halluzination auch sagen. Ich hab heute Morgen Gevatter Tod kurz die Hand geschüttelt, und jetzt spielt mir mein Verstand einen Streich. Die einfachste Erklärung ist normalerweise die richtige.«

Sie griff nach ihrer Tasse und nahm einen bedächtigen Schluck – und verzog das Gesicht, weil der Kaffee mittlerweile kalt geworden war.

»So. Ich werde Sie ab sofort ignorieren, bis Sie verschwinden. Ich werde eine neue Kanne Kaffee kochen und danach wie immer meine Morgensendungen schauen. Kein übernatürlicher Unsinn mehr.«

Friedel marschierte zur Kaffeemaschine und fischte einen frischen Filter aus der Schublade. Ihre Hand zitterte leicht, aber das war bestimmt nur der Nacheffekt

vom Stromschlag. Mit etwas zu viel Kraft riss sie die Kaffeeschachtel auf und ließ drei gehäufte Löffel in den Filter fallen. Vier, korrigierte sie sich. Nach diesem Morgen hatte sie sich eine Extraportion verdient.

»So viel Kaffee kann doch nicht gesund sein.« Jonathan's Stimme war so nah, dass sie die Kanne beinahe fallen ließ. »Und dann auch noch die ganzen Zigaretten.«

Friedel drehte sich um. Er stand jetzt direkt hinter ihr, sein durchscheinendes Gesicht eine Mischung aus Sorge und Neugier. Sie vergaß für einen Moment ihren Vorsatz, ihn zu ignorieren.

»Es gibt Leute, die gesund leben und mit dreißig sterben«, sagte sie, »und es gibt die Helmut Schmidts dieser Welt, die selbst als hoffnungslose Kettenraucher sechsundneunzig Jahre alt werden. Und außerdem sind es nur halbe Zigaretten«, schob sie wütend hinterher.

Verdammt. Jetzt hatte sie doch mit ihm geredet. So viel zum Thema »konsequent sein«. Sie drehte sich wieder zur Kaffeemaschine und drückte energisch den Knopf. Das vertraute Gluckern und Zischen füllte die Küche. Wenigstens etwas, das noch normal funktionierte.

Sie griff nach der Fernbedienung, die neben dem Toaster lag – dem Mordwerkzeug, das sie beinahe ins Jenseits befördert hätte. Jonathan ignorierte sie demonstrativ, obwohl sie spürte, wie seine Geisteraugen ihr folgten.

Sie schaltete den alten Röhrenfernseher ein, der in der Ecke der Küche stand. Das Gerät erwachte mit einem statischen Knistern und verzerrten Farben. Sie drehte die Lautstärke so hoch, dass die Stimme des Nachrichtenmoderators beinahe die ganze Küche ausfüllte.

»Kommen wir zu den Regionalnachrichten ...«

Jonathan stand immer noch im Türrahmen, die Arme verschränkt, und sagte nichts. Friedel drehte die Lautstärke noch höher, obwohl er keinen Mucks von sich gab.

Der Moderator brüllte praktisch aus dem Gerät. Elvis zuckte zusammen und zog sich unter den Tisch zurück, von wo er Friedel vorwurfsvoll anstarrte. »... in Dormagen wurde heute die neue Hundewiese feierlich eröffnet. Der Bürgermeister und Labradormischling Hektor durchschnitten gemeinsam das Absperrband ...«

Sie griff nach einer frischen Zigarettenschachtel und zückte die Zigarettenschere. Mit präzisen Schnitten teilte sie einen Glimmstängel nach dem anderen in zwei Hälften. Zufrieden betrachtete sie ihr Werk.

»Werden Sie das jetzt den ganzen Tag so machen?«, fragte Jonathan und deutete auf die ordentlich aufgereihten halben Zigaretten. »Alles halbieren?«

Friedel ließ die Schere mit einem lauten Klappern auf den Tisch fallen. Warum bekam ausgerechnet sie einen so besserwisserischen, selbstgefälligen Geist als Hirn-gepinst vorgesetzt? Sie hatte genug.

Mit einem Ruck stand sie auf, schnappte sich die frisch halbierten Zigaretten und das Feuerzeug und marschierte aus der Küche an ihm vorbei. Kein Wort, kein Blick zurück. Sie würde diesem Unsinn entkommen – und wenn sie dafür in die hinterste Ecke ihrer Wohnung flüchten musste. Sie steuerte auf das Schlafzimmer zu, die vermeintlich letzte Bastion der Normalität. Stieß die Tür auf, trat ein, schloss sie mit einem befriedigenden Knall hinter sich.

»Gemütlich haben Sie's hier.«

Friedel erstarrte. Jonathan saß auf ihrem Bett, die Hände gefaltet, als wäre er zum Tee eingeladen worden. Er betrachtete interessiert die verblichenen Blumentapeten und die Schwarz-Weiß-Fotos an der Wand.

»Das ist Gerd, oder?« Er zeigte auf ein Hochzeitsfoto. »Sie sehen glücklich aus.«

Friedel spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht schoss.

»Raus hier!«, zischte sie. »Das ist mein Schlafzimmer! Da hat niemand was verloren, schon gar kein ...«

Jonathan hob entschuldigend die Hände. »Ich kann nicht anders. Ich folge Ihnen einfach. Es ist, als wäre ich ... an Sie gebunden.«

»An mich gebunden?« Friedel schnaubte. »Ich habe nicht darum gebeten, mit einem Geist verkuppelt zu werden! Sie kleben ja an mir wie eine Fliege an der Schei...« Sie stoppte. Ihr wurde gerade klar, dass sie in diesem Vergleich der Haufen war.

Ihre Knie knackten, als sie sich abrupt umdrehte und zurück in die Küche stürmte. Es musste einen Trick geben, eine Methode, um diesen aufdringlichen Hausgeist loszuwerden.

Jonathan erschien neben dem Kühlschrank, als hätte er dort schon die ganze Zeit gestanden. »Ich glaube, Sie verstehen nicht«, sagte er mit einem Anflug von Verlegenheit. »Es ist nichts, was ich kontrollieren kann. Ich bin einfach ... da, wo Sie sind.«

Friedel ließ sich auf ihren Küchenstuhl fallen. Die Nachrichten dröhnten noch immer aus dem Fernseher. Elvis hatte sich unter dem Tisch zusammengerollt und starrte den Geist mit unverhohlener Feindseligkeit an, als würde sein sechster Sinn ihn ebenso wahrnehmen, wie Friedel es tat.

»Verdammt noch mal«, murmelte sie und fuhr sich mit beiden Händen durch die wirren weißen Haare. Sie zerrte daran, als könnte sie sich den Gedanken an Jonathan körperlich aus dem Kopf reißen. »Das kann doch nicht wahr sein!«

Sie sprang auf und tigerte durch die Küche, dabei sorgfältig einen Bogen um die Stelle machend, wo Jonathan stand. Sie konnte nicht den ganzen Tag – oder Gott bewahre, länger – mit dieser Erscheinung verbringen.

Nicht in ihrer eigenen Wohnung. Nicht in ihrem Leben, das sie sich so sorgfältig eingerichtet hatte.

»Moni«, sagte sie plötzlich und blieb abrupt stehen. Sie sprach mehr zu sich selbst als zu ihm. »Wenn jemand weiß, wie man einen lästigen Geist loswird, dann sie.«

Jonathan schaute irritiert. »Lästig?«

»Was denn sonst?«, schnaubte Friedel. »Sie sind in meiner Wohnung, in meinem Schlafzimmer, kommentieren meine Zigaretten und meine Ehe – und ich kann Sie nicht mal rauswerfen!« Sie schnappte sich ihre Wohnungsschlüssel und war im nächsten Moment schon halb im Treppenhaus. Vielleicht war Monis esoterischer Hokusfokus diesmal tatsächlich nützlich.

Vor der Nachbarstür zögerte Friedel kurz, bevor sie klopfte. Es fühlte sich an wie das Überschreiten einer Grenze – als würde sie zugeben, dass sie tatsächlich Hilfe brauchte. Und nicht irgendeine Hilfe, sondern ausgerechnet die von Köln-Kalks selbst ernannter Energie-Expertin. Sie klopfte dreimal, kurz und bestimmt.

»Ich bin gleich da!« Monis Stimme drang gedämpft durch die Tür. Friedel hörte das Rascheln von Stoff, das Klimpern von Kettenanhängern und das vertraute Quietschen der Dielenbretter, die Moni seit Jahren nicht reparieren ließ, weil sie angeblich »die Energie gleichmäßig im Raum verteilten«.

Als die Tür aufging, stand Moni in einem violetten Kaftan vor ihr, der mit goldenen Sternen übersät war. Der Samtturban vom Morgen war einem Kopftuch mit Mondphasen-Muster gewichen. Vor zehn Uhr einmal komplett das Outfit zu wechseln, fand Friedel auf eine seltsame Art bemerkenswert.

»Friedel!« Ihre Augen leuchteten auf. »Kommste wegen Mondwasser? Ich hab heute Nacht extra welches abgefüllt. Vollmond, Herzken.«

»Nein«, sagte Friedel knapp und warf einen Blick über ihre Schulter. Jonathan stand direkt hinter ihr, blässer als zuvor, mit einem Ausdruck aufrichtiger Neugier im Gesicht. »Moni ... ich muss mit dir reden.«

»Hömma, Schätzeken, hier wohnt keine Moni. Phi-lo-me-na«, betonte sie und zerlegte den Namen sorgfältig in seine Einzelsilben.

Friedel nickte zustimmend und ergab sich dem Namenszirkus.

Phi-lo-me-na machte eine einladende Geste. »Aber komm ersma rein.«

Friedel betrat die Wohnung und wurde sofort von einer Welle Salbeiduft erfasst, den ein Teller mit Räucherstäbchen im Flur verströmte. Friedel rauchte wirklich nicht wenig, aber dieser Qualm raubte ihr beinahe die Luft zum Atmen. Überall standen Kerzen, Kristalle und kleine Figuren: Engel, Drachen, Runen. An den Wänden hingen Traumfänger, Pentagramme und bunte Tücher mit Sanskrit-Symbolen.

»Willste 'n Tee, Schätzelein? Hab hier Lorbeer-Zypresse – dat macht dat dritte Auge auf, sach ich dir. Dann siehste Dinge, die willste eigentlich gar nich sehn.«

»Mein drittes Auge bleibt schön geschlossen. Mir reichen zwei offene Augen, und dafür brauch ich nur meinen Kaffee«, murmelte Friedel.

»Wennde meinst, Herzken, wennde meinst.«

Friedel sank in einen der bunten Sitzkissenberge, die Philomena anstelle normaler Stühle bevorzugte. Sie fühlte sich wie ein gestrandeter Wal auf einem Korallenriff.

Jonathan glitt in die Küche und betrachtete fasziniert die Kristallsammlung auf der Fensterbank. »Wirklich schön«, kommentierte er. Friedel strafte ihn weiterhin mit Nichtachtung.

»Ich habe eine ... theoretische Frage.«

»Theoretisch?« Philomena grinste wissend.

»Jaja, theoretisch.« Friedel räusperte sich. »Also ... angenommen, es gibt tatsächlich so etwas wie Geister. Wie geht man damit um? Rein hypothetisch.«

Philomenas Augen leuchteten. »Ich wusste es!« Sie klatschte in die Hände. »Ich hab's heute Morgen in den Karten gesehen. Die Hohepriesterin lag bedeutungsvoll vor mir.«

Friedel verdrehte innerlich die Augen. »Ja, wie schön. Also angenommen, es gibt tatsächlich so etwas wie Geister. Wie wahrscheinlich ist das überhaupt? Wissenschaftlich gesehen?«

Philomena lehnte sich verschwörerisch vor. »Wissenschaft! Pah! Pass ma auf: Die kann doch nur messen, wat ihre mickrigen Instrumente erfassen.« Sie tippte sich an die Schläfe. »Aber hier drinnen – da wissen wa mehr. Jeder von uns spürt doch manchmal Dinge, die nicht greifbar sind.«

»Is das so?«, fragte Friedel.

Jonathan stellte sich hinter Philomena und zog Grimassen, um Friedels Aufmerksamkeit zu erlangen. Friedel biss sich auf die Innenseite ihrer Wange, um nicht zu reagieren.

Sie atmete tief durch. Der Salbeigeruch brannte in ihrer Nase. »Sagen wir mal, hypothetisch, ich hätte einen Geist in meiner Wohnung. Was würdest du tun? Ich habe nämlich keinen, aber interessieren würde es mich schon.«

»Is et Gerd?«

»Ich habe ›hypothetisch‹ gesagt, Mo... äh, Philomena.«

Philomena lächelte zufrieden. »Also gut. Es kommt darauf an, wat dat für ein Geist is.« Sie stand auf und begann, in den Schränken zu kramen. »Ist es ein Polter-

geist? Ein Elementargeist? Ein verlorener Seelenwanderer? Ein Schutzgeist? Oder vielleicht sogar ein Wiedergänger? Die haben es in sich, kann ich dir sagen!«

Jonathan, der immer noch hinter Philomena stand, zuckte mit den Schultern, als wüsste er selbst nicht so genau, was er war. Friedel seufzte, lehnte sich in dem viel zu weichen Kissen zurück und fiel dabei beinahe hintenüber. »Vergiss, was ich gesagt habe«, murmelte sie und rieb sich die Schläfen. »Das war eine dumme Idee.«

»Nein, nein, nein!« Philomena watschelte aufgeregt zurück und ließ sich neben Friedel auf die Kissen fallen. »Das ist wunderbar! Du hast eine Gabe, Friedel! Eine echte Gabe!«

»Gerd hat immer gesagt: Meine größte Gabe ist, Leuten so lange auf den Nerv zu gehen, bis sie aus Versehen die Wahrheit sagen.«

»Jaja, dein Gerd. Du weißt, dat ich den lieb hatte? Aber der hat auch viel erzählt, wenn der Tach lang war.« Philomena biss sich auf die Unterlippe. »Und wie sieht er aus? Jung? Alt? Attraktiv?«

Jonathan räusperte sich – obwohl nur Friedel es hören konnte. Friedel fragte sich, ob sie ein derart schlechtes Pokerface hatte oder ob Philomena das Wort »hypothetisch« schlicht ignorierte.

Philomena begann in einer großen Holztruhe zu wühlen, die neben dem Kissenberg stand. »Pass auf, dat macht man nich mit leeren Händen. Dafür hab ich hier mein Köfferken. Dat is wie Erste Hilfe, nur fürs Jenseits. Manchmal sind die verwirrt oder haben selbst vergessen, warum die noch hier sind.«

Sie wühlte weiter, warf Gegenstände hinter sich wie ein Hund, der nach einem vergrabenen Knochen sucht. »Aha!« Sie zog ein angeschlagenes Einmachglas hervor, in dem eine trübe Flüssigkeit schwappte.

Friedel starrte darauf. »Das sieht aus wie abgestandenes Leitungswasser.«

»Mondwasser! Bei Vollmond gesammelt und drei Stunden dem Sternenlicht ausgesetzt.« Philomena stellte das Glas behutsam auf den Boden und tauchte wieder in die Truhe ein. »Wir brauchen noch Salz. Viel Salz. Geister können keine Salzbarrieren überschreiten.«

Jonathan, der inzwischen neben Friedel stand, schnaufte leise. »Ich bin doch keine Schnecke.«

Friedel biss sich auf die Wange, um nicht zu lachen – ein Fehler, denn Philomena bemerkte ihr unterdrücktes Schmunzeln sofort.

»Du glaubst mir nicht? Die alten Ägypter haben es schon gewusst. Salz bindet negative Energien!« Sie zog einen Stoffbeutel mit grobkörnigem Salz hervor und hielt ihn triumphierend in die Höhe.

»Ich glaub dir ja«, log Friedel.

»Und natürlich das hier!« Philomena holte ein Bündel getrockneter Kräuter hervor, das aussah wie ein verdorrter Straßenbesen. »Salbei. Das Reinigungsmittel der spirituellen Welt.« Sie kramte weiter. Ein faustgroßer Bergkristall kam zum Vorschein, dann ein kleiner Spiegel mit Silberrand, mehrere Kerzen in verschiedenen Farben und eine Flasche mit einer öligen, fast schwarzen Flüssigkeit, bei der Friedel unwillkürlich an Motoröl denken musste.

»Was ist das?«

»Schutzöl. Meine eigene Mischung.« Philomena zwinkerte verschwörerisch. »Johanniskraut, Wermut, Eisenkraut und ein bisschen Sauerampfer.« Sie fuhr mit der Hand über die vor ihr ausgebreiteten Utensilien. »Das hier sollte reichen, um die Wahrheit über seine Anwesenheit aus ihm rauszuquetschen. Weißte, Friedel – verbuddeln kannst du alles. Nur die Wahrheit nicht. Die

steht irgendwann wieder vor der Tür, wie Besuch ohne Einladung.«

Dann stand sie aus dem Schneidersitz auf mit einer einzigen, fließenden Drehbewegung um die eigene Achse – als hätte sie nie etwas anderes gemacht. Keine schlechte Leistung für eine Mittfünfzigerin, dachte Friedel. Philomena schnappte sich eine braune Ledertasche, die aussah, als hätte man sie einem Landarzt aus dem 19. Jahrhundert entrissen, und begann, die Utensilien einzuräumen. Friedel hatte derweil alle Hände voll damit zu tun, sich aus dem Kissenberg zu befreien.

»Na dann, Glück auf«, sagte Philomena strahlend und hob ihre Tasche an wie eine Ärztin, die zu einem Hausbesuch aufbricht.

Auf dem kurzen Weg über den Flur war Friedel von Zweifeln geplagt. Dieses esoterische Theater würde vermutlich nichts bringen – aber was hatte sie schon zu verlieren? Eine Stunde ihrer Zeit gegen die Chance, den aufdringlichen Geist loszuwerden.

Jonathan schwebte neben ihnen her, sichtlich amüsiert über Philomenas Ausrüstung. »Sie meint das wirklich ernst, oder?«, flüsterte er Friedel zu. Die ignorierte ihn geflissentlich.

Räucherstäbchen gegen Realität

In Friedels Wohnung angekommen, blieb Philomena abrupt stehen. Sie schnüffelte, als würde sie eine Fährte aufnehmen. »Oh ja«, sagte sie mit bedeutungsschwerer Stimme, »hier ist definitiv jemand.« Sie drehte sich einmal um die eigene Achse und deutete dann mit

ausgestrecktem Arm auf eine Stelle neben dem Kühschrank – gute zwei Meter von Jonathan entfernt. »Dort steht er.«

Jonathan verdrehte die Augen.

»Dann fangen wir an«, verkündete Philomena und begann, ihre Utensilien auszupacken. Sie zündete die Kerzen an und verteilte sie in den vier Ecken der Küche. Dann zog sie eine sorgfältige Linie aus grobkörnigem Salz entlang der Türschwelle. »Das hält böse Energien draußen«, erklärte sie mit ernster Miene.

Elvis setzte sich mitten hinein und begann sich zu putzen.

Philomena sog scharf die Luft ein. »Hömma«, sagte sie ehrfürchtig, »dat Miezken is 'n Krafttier.« Sie griff nach dem Bündel getrockneter Kräuter, zündete es an einem Ende an, ließ es kurz brennen und pustete dann, sodass es nur noch qualmte. Dichter weißlicher Rauch erfüllte die Küche.

Friedel hustete. »Ich kann bei all dem Qualm kaum noch atmen.«

»Das ist der Sinn der Sache«, erklärte Philomena mit überzeugter Stimme. »Der Rauch bindet die Geisterenergie und macht sie sichtbar.« Sie schwenkte das qualmende Kräuterbündel durch die Luft, wedelte es in jede Ecke und murmelte dabei Worte, die klangen wie eine Mischung aus Latein und schlechtem Englisch.

Der Rauch brannte in Friedels Augen.

»*Spiritus mundus, cleanse this house!* Ich spüre dich, Geist! Zeige dich!« Philomena drehte sich im Kreis. »Ich befehle dir, dich zu manifestieren!«

Jonathan stand ungerührt da und beobachtete das Spektakel mit hochgezogener Augenbraue. Als Philomena in tanzenden Bewegungen immer näher kam, machte er unbeeindruckt einen Schritt zur Seite – direkt

über die Salzzlinie hinweg, als wäre sie gar nicht vorhanden.

Friedel seufzte und setzte sich an den Tisch. Elvis hatte sich längst unter den Schrank verkrochen, um dem beißenden Rauch zu entkommen.

»Kannst du seine Energie spüren, Friedel?« Philomena hielt kurz inne und sah sie erwartungsvoll an. »Es ist eine starke Präsenz.«

»Hm«, brummte Friedel unverbindlich und warf einen Blick zu Jonathan, der mittlerweile begonnen hatte, die Magnete an ihrem Kühlschrank interessiert zu betrachten.

Philomena griff nun nach dem Einmachglas mit Mondwasser und begann es in kleinen Spritzern in der Küche zu verteilen.

Eine Viertelstunde später war die Küche ein Schlachtfeld. Salz knirschte unter Friedels Hausschuhen, die Luft war so dicht vor Rauch, dass das Atmen zur Überwindung wurde, und überall glitzerten Wasserflecken im Kerzenschein. Philomena hatte sämtliche Schränke mit Schutzöl eingerieben, Beschwörungsformeln gebrummt und mit einer kleinen Glocke in jeder Ecke geklingelt. Und Jonathan? Jonathan stand immer noch da. Völlig unbeeindruckt.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Philomena schließlich und ließ sich erschöpft auf einen Küchenstuhl sinken. »Es ist, als würde er sich gegen die Reinigung sperren.« Sie tupfte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Friedel wechselte einen Blick mit Jonathan, der entschuldigend mit den Schultern zuckte. »Vielleicht will er gar nicht gehen«, sagte sie vorsichtig.

»Das wäre ungewöhnlich.« Philomena packte nachdenklich ihre Sachen ein. »Normalerweise wollen Geis-

ter erlöst werden. Sie suchten ihren Weg ins Licht.« Sie hielt inne und klopfte auf den Tisch. »Es sei denn ...«

»Es sei denn was?«

»Na ja ... es sei denn, er hat noch irgendetwas zu erledigen.«

Friedel hob eine Augenbraue. »Is das so?«

Philomena nickte, als hätte sie gerade die Relativitätstheorie neu berechnet. »Die meisten Geister, die nicht weiterziehen können, haben noch offene Rechnungen. Unerledigte Aufgaben. Ungesagte Worte.« Sie lehnte sich verschwörerisch vor. »Oder ungeklärte Tode.«

Jonathan trat näher, seine durchscheinende Gestalt flackerte leicht im Kerzenschein. »Ich glaube, sie hat recht«, sagte er leise zu Friedel. »Ich würde gehen, wenn ich könnte. Aber etwas hält mich hier.«

»Und was genau soll das sein?«, fragte Friedel.

»Was soll was sein?«, fragte Philomena.

»Ich weiß es nicht«, sagte Jonathan. »Aber ich spüre, dass es mit meinem Tod zu tun hat. Ich habe das seltsame Gefühl, dass ich ermordet wurde.«

Friedel konnte ihr Staunen kaum verbergen. »Ach nix«, sagte sie zu Philomena. »Ich bin nur müde vom ganzen Rauch.«

Natürlich war sie nicht müde. Schließlich hatte sie heute bereits die morgendliche Koffeindosis von mindestens drei Büroangestellten intus. Sie dachte nach. Hatte ausgerechnet ihre durchgeknallte Nachbarin ihr gerade die Bedienungsanleitung zu ihrer eigenen Situation geliefert?

Die Teile fügten sich in ihrem Kopf zusammen wie die Zahlenkombination eines alten Schlosses. »Weißt du was, Philomena? Wenn du recht hast, dann muss diese Angelegenheit zu Ende gebracht werden.« Sie nickte sich selbst zu. Die Entscheidung war gefallen.

»Oh!« Philomena klatschte in die Hände. »Ein spiritueller Detektivfall! Wir könnten Séancen abhalten, die Karten befragen, vielleicht sogar automatisches Schreiben ausprobieren –«

»Nein, nein.« Friedel winkte ab. »Das hier war alles nur hypothetisch. Ich sagte doch bereits, dass ich keinen Geist in meiner Wohnung habe.« Sie ging zur Küchentür und hielt sie ihr demonstrativ auf. »Danke für deine Hilfe, Philomena. Wirklich.«

Philomena sah verwirrt aus, als sie ihre Tasche nahm. »Aber wir haben doch gerade erst angefangen! Ich habe noch nicht einmal mein Pendel herausgeholt.«

»Ein anderes Mal«, sagte Friedel entschlossen und bugsierte ihre Nachbarin mit sanftem, aber unmissverständlichem Druck auf den Ellbogen zur Tür.

Auf der Schwelle blieb Philomena stehen. »Bist du sicher, dat du ...«, sie fuchtelte durch die Luft, »... zu-rechtkommst?«

»Absolut«, versicherte Friedel ihr mit mehr Zuversicht, als sie tatsächlich empfand.

Nach einem letzten besorgten Blick ging Philomena. Friedel schloss die Tür, lehnte sich dagegen und atmete tief aus.

»Bin ich jetzt wieder offiziell sichtbar?«, fragte Jonathan, der neben ihr aufgetaucht war.

Friedel löste sich von der Tür und marschierte zurück in die Küche, wo sie begann, in einer Schublade voller Krimskrams zu wühlen. »Wenn ich Sie schon am Hals habe – und das scheint der Fall zu sein –, dann ist der schnellste Weg, Sie loszuwerden, Ihr kleines Mordrätsel zu lösen.« Sie zog einen alten Stadtplan von Köln hervor, vergilbt an den Rändern, und breitete ihn auf dem Küchentisch aus. »Sie haben gesagt, Sie waren vor Ihrem Tod einen trinken. Wissen Sie noch, wo?«

Jonathan schwebte näher heran, um den Plan zu betrachten. »Wahrscheinlich im ›Love Story‹. So wie immer.«

»Das ›Love Story‹?« Friedel lachte in sich hinein.

»Was ist daran so witzig?«

»Das hat seit vierzig Jahren zu.«

Jonathan wirkte verunsichert. »Welches Jahr haben wir denn?«

»Na, 2026.«

Jonathan sagte nichts mehr.

Friedel faltete den Stadtplan zusammen und steckte ihn in ihre Tasche. Sie griff nach Geldbörse, Schlüsseln und einem kleinen Notizbuch. »Dann ab zu der Stelle, an der das ›Love Story‹ früher stand.« Friedel drehte sich auf der Türschwelle noch einmal um. »Es hilft ja nichts.«

Love Story

Der Friesenwall hatte sich verändert. Wo einst das »Love Story« gestanden hatte, befand sich jetzt ein japanisches Restaurant mit Außenterrasse und einer Speisekarte voller Gerichte, die Friedel noch nie gegessen hatte. Auch äußerlich hatte das »Daimyo« nichts mehr gemein mit dem schummrig-schäbigen Etablissement, das hier vor Jahrzehnten die Nächte zum Tag gemacht hatte.

»Das ist es nicht«, sagte Jonathan verwirrt. »Das kann nicht sein.«

»Doch, genau hier war es.« Friedel zog den alten Stadtplan aus ihrer Tasche, auf dem sie die Adresse markiert hatte. »Friesenwall 116. Das ›Love Story‹. Berühmt für billigen Schnaps und Gratis-Schlägereien.«